

**Zeitschrift:** Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles

**Herausgeber:** Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

**Band:** 13 (1956)

**Heft:** 3-4

**Artikel:** Über die Reisetagebücher eines grossen Technikers

**Autor:** E.S.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-387822>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Eine in vielen Hinsichten außergewöhnliche Erfindernatur hat anspruchslose Tagebücher hinterlassen. Sie bilden Zeugnisse eines regen, scharf beobachtenden Geistes und einer ausgeprägten Tatkraft, zeigen aber auch besinnliche Schweizerart. Es lohnt sich, einen Blick in die Blätter zu tun, die uns die mit hellen Augen empfangenen Eindrücke des merkwürdigen Mannes vermitteln.

*Johann Conrad Fischer*, dessen Geschlecht seit dem 16. Jahrhundert Schaffhausens Zünften wackerre Handwerker gestellt hat, lebte von 1773 bis 1854. Sein Vater war Kupferschmied, weitgereist und in vielen Sätteln gerecht; er genoß guten Ruf als Glockengießer, und Feuerspritzen aus seiner Werkstatt sollen ihren Dienst noch volle anderthalb Jahrhunderte verschen haben. Also währschafte Arbeit: «Qualitätsprodukte» würde der sprachlich Gebildete heute sagen. Obwohl der vielseitige Meister den jungen Johann Conrad für sein Handwerk bestimmte, durfte dieser das Lateinische Gymnasium besuchen, wo er auch dem Unterricht im Griechischen folgte. Nach dem Beginn der Lehrzeit beim Vater – ich halte mich an den berufenen Kenner und Deuter von Fischers literarischem Lebenswerk, Prof. Karl Schib – treibt der junge Kupferschmied nach Feierabend Französisch und Englisch, Mathematik und Physik. Als kennzeichnend für seinen Lerneifer erwähnt Prof. Schib u. a., daß nachmals der Kupferschmiedgeselle auf der Walz Eulers Anleitung zur Algebra im Felleisen mit sich führte.

Bevor ich auf die Eigenart dieser Tagebücher kurz eingehe, sei die Bedeutung ihres Verfassers als Erfinder und Werkner gestreift. 1797 übernahm er nach den Wanderjahren, die ihn bis nach England geführt hatten, den väterlichen Betrieb im Hause zum Roten Faß. Doch schon nach fünf Jahren siedelte er ins Mühletal über, wo die Wasserkraft der Durach zur Verfügung stand. Als erstem auf dem Festland gelang ihm hier in selbsteronnenen Schmelzöfen und Tiegeln die bislang nur in England bekannte Herstellung von Gußstahl. Merkwürdig: er scheint daraus während der Kontinentalsperre keinen großen Nutzen gezogen zu haben; offenbar verfügte er noch nicht über die nötigen Verbindungen. Seine weiteren Versuche machten in Frankreich Aufsehen und brachten ihn in Beziehung mit den bedeu-

tendsten Chemikern und Erzkundigen der Zeit. Zar Alexander I., der 1814 seine Werkstätten besuchte und ihm einen wertvollen Ring zueignete, hat vergeblich getrachtet, ihn nach Rußland zu ziehen. Immer mehr wurde das Mühletal zum Versuchsfeld für die mannigfachsten Erfindungen und Verbesserungen. Besondere Vervollkommnung erreichte Fischer in der Darstellung schweiß- und hämmerbaren Eisengusses<sup>1</sup>.

Von seinen fünf Söhnen, die sich alle dem väterlichen Berufe zuwandten, blieb einer im Geschäft zurück, die andern waren im Auslande tätig, wo drei von ihnen gleichartige Unternehmungen aufbauten. Als ein Enkel, Georg Fischer, nach dem Tode des hochbetagten Gründers 1854 das Mühletal übernahm, hatte die einst blühende Gießerei ihren Glanz eingebüßt und soll nur noch einen Schmelzer und etliche Taglöhner

<sup>1</sup> Die dürftigen Angaben im H.B.L.S. sind nicht etwa von einem Schaffhauser Mitarbeiter verfaßt, sondern der A.D.B. entnommen.



Abb. 1. Job. Conrad Fischer als Wandergeselle.  
Zeichnung von Samuel Gränicher aus Zofingen während dessen Lehrzeit bei Johann Casanova in Dresden.

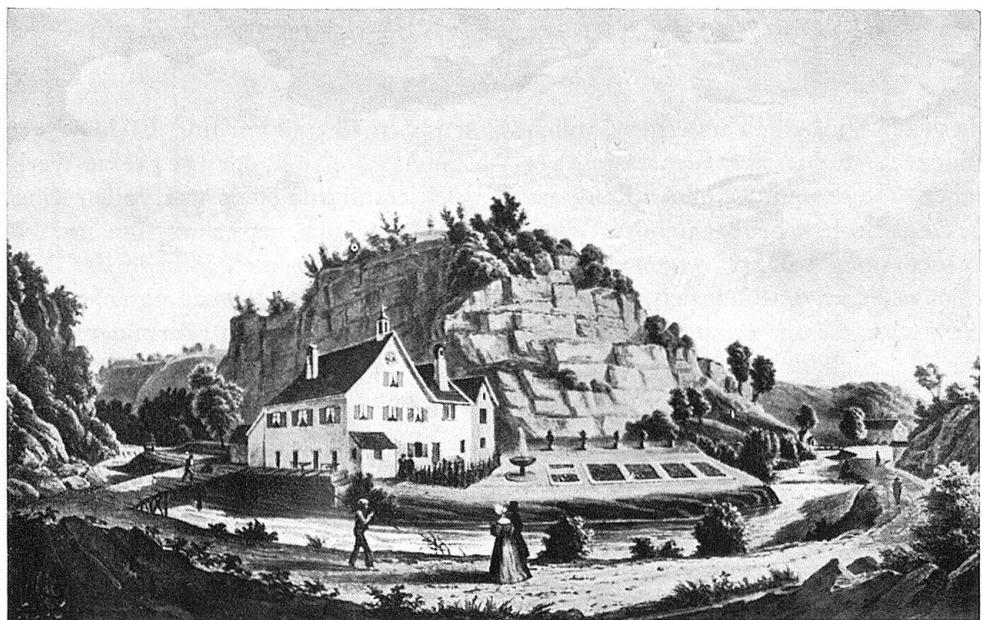


Abb. 2. Das Fischersche Werk im Mühlital, 1820.

beschäftigt haben. Der Zwanzigjährige legte mit erstaunlichem Zielbewußtsein den Grund zur Erneuerung und damit zu dem heutigen gewaltigen Werk; sein gleichnamiger Sohn wandelte es 1896 in eine Aktiengesellschaft um, unter deren großzügigen sozialen und kulturellen Gründungen sich die schon berühmt gewordene Eisenbibliothek befindet.

Soviel, um über Johann Conrad Fischer kurz ins Bild zu setzen.

Nun seine Tagebücher. Professor Schib hat sie vorbildlich in einer wohl ausgestatteten Dünndruckausgabe neben anderen seiner Schriften herausgegeben und das Ganze mit einer wertvollen Einleitung sowie mit Anmerkungen und Registern versehen<sup>2</sup>.

Nach einer Vorlesung vor den Mitarbeitern der Fischerschen Stahlwerke im vergangenen Jahre wurden mir freundlicherweise die beiden wichtigsten, 1816 und 1826 bei Sauerländer in Aarau erschienenen Reiseberichte in Erstausgaben überreicht. Ich gestehe, daß ich sie trotz der schönen reich erörterten Schibschen Bearbeitung in dieser frühesten Erscheinungsform gelesen habe. Wer das Vorwort der «Dichter im Alltag» kennt, weiß, was ich meine: man hat bei Urdrucken das Gefühl, der Verfasser blicke einem über die Schultern. Vor-

her schlug ich in Goedeke-Schollenbergers Bibliographie der deutschschweizerischen Dichtung von 1789–1830 nach; weitherzig sind darin gedruckte Tagebücher aufgenommen, selbst solche ohne übermäßige schöngestigte Bedeutung. Die vorliegenden sind übergegangen worden. Etwa, weil sie nur technologisch Wissenswertes enthalten? Wir werden sehen! Wohl mustert Fischers forschlustiges Fachmannauge Dinge, die mit Werkkunst und -kunde, Betriebsnutzung und ähnlichem zusammenhängen; er schildert sie mit einer Umständlichkeit, die den Zeitgenossen sachlich erschienen sein mag. Für unser Empfinden wirkt alles liebenswürdig beschaulich. Wer könnte sich dem Reiz der Vergleiche zwischen der «Inkunabelzeit» neuzeitlicher Technik vor 140 und 130 Jahren und dem Heute entziehen, namentlich wenn jene Anfänge in so treuherziger Erzählform dargeboten werden?

Unter diesen gegenständlichen Erörterungen finden sich je und je menschlich anziehende Stellen. Die Zuvorkommenheit, mit der ihn die Engländer, die ihre Geschäftsgeheimnisse so eifersüchtig hüten, durch ihre Betriebe führten, zeigt, daß die offene Stirn des Ankehrenden sie rasch für ihn einnahm. Er muß in hohem Maße jenes gewisse Etwas besessen haben, das der Franzose Charmen nennt. Sein gewinnendes Wesen und offenbar auch eine den Briten zusagende biedere Würde trugen ihm

<sup>2</sup> Herausgegeben von der Georg Fischer-Aktiengesellschaft in Schaffhausen, 2. Aufl., 1951.

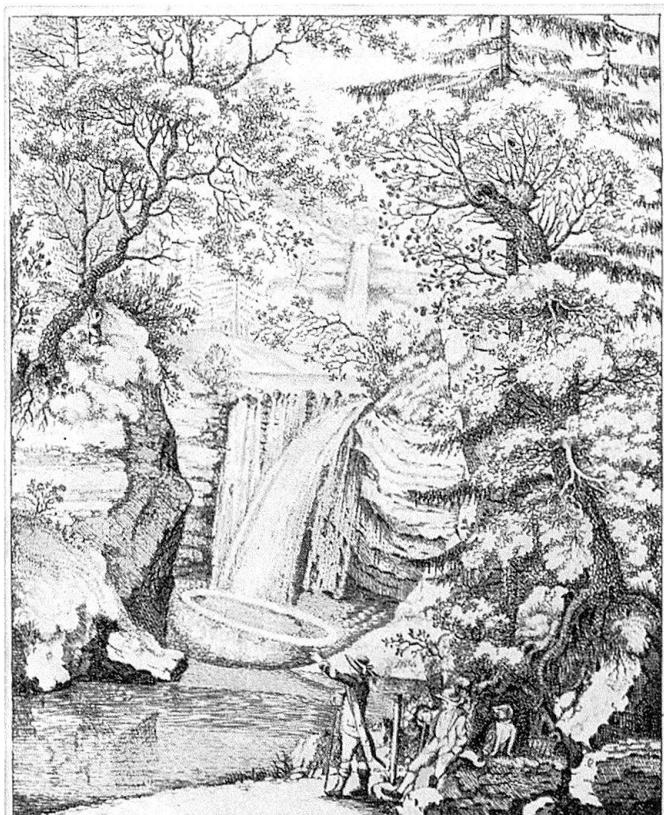
oft Einladungen der Gewerbsherren in ihre Häuslichkeit ein; mehr noch, der eine empfahl ihn dem andern. Greifen wir, um einen flüchtigen Einblick in das Wesentliche zu gewinnen, aus diesen Besuchen einiges kurz heraus.

Obwohl ihn sein Londoner Gewährsmann versichert hatte, *James Watt*, der Sohn des Erfinders der Dampfmaschine, zu dessen Ehren die elektrischen Stromleistungen ihren Namen führen, «zeige seine Fabrik niemandem und habe es schon sehr angesehenen Personen abgeschlagen», läßt ihn dieser in seinem von «einem niedlichen und sehr ausgedehnten Park» umgebenen Wohnhause zu. Watt holt eine schöne Karte des Kantons Schaffhausen herbei, damit ihm der Gast zeige, wo er zu Hause sei. «Nach diesem», erzählt Fischer, «kam die Rede auf die verschiedenen Eisengattungen und auf die Dampfmaschinen. Er führte mich, ganz gegen meine Erwartung, in den diesen Gegenstand umfassenden Teil der Fabrikgebäude.» Der Schweizer sieht sich vor einer Fülle von Wundern gestellt. Darauf wird er zum Essen gebeten. «Die Unterhaltung bei Tische, welcher nach englischer Sitte mit kostbaren Weinen reichlich versehen war», berichtet er, «wurde sehr lebhaft, da man Vergnügen daran zu haben schien, daß ich das Englische geläufig sprach, worauf man, wie es mir vorkam, viel hält. Da die Rede auch auf die Metallcompositionen der Alten kam, konnte ich nicht umhin, der Entdeckung meines gelben Stahls zu erwähnen.» Der gelbe Stahl – er besteht aus einem Teil Kupfer und drei Teilen Stahl – weckte Watts Teilnahme, und er ließ, wie Fischer sagt, «einen gewissen Herrn Murdoch» zum Tee bitten. Dieser *Murdock*, Watts Teilhaber, steht in den Konversationslexika als der Erfinder der Gasbeleuchtung und anderer umwälzender Neuerungen. Auch die für ihn wichtige Herstellung von Feilen sieht unser Schaffhauer hier in verbesserter Form und zieht Nutzen aus einer Unterhaltung über eine geplante Feilenhaumaschine.

Am nächsten Tage – noch weilt er bei Watt – meint dieser: «Kommen Sie, ich bin nie sicher, daß die Leute mich sprechen wollen.» Sie setzen sich zu Pferde. Als sie ein Stück geritten sind, hält der Gastgeber plötzlich an. «Wo ich Sie nun hinführe», sagt er, «kommt sonst kein Fremder hin.

Sagen Sie in England keinem etwas davon; auch geben Sie niemandem Empfehlungen und Briefe in dieser Hinsicht: es wäre vergeblich.» Der Beglückte gelangt in eine von hohen Mauern völlig umschlossene, am Kanal von Birmingham gelegene Fabrik und bekommt alles zu sehen, die Gießerei, das Modellhaus, die neueste Werkstätte. Seitenlang schweigt er in dem Tagebuch darüber. Besondere Anziehung hat für ihn die Gasbereitung nach *Murdock*s Verfahren. «Man macht noch ein Geheimnis daraus», erklärt er, «dem Gas den übeln Geruch und das Bläulichte der Flamme zu entziehen; ich habe aber» – man glaubt, den Schreiber auf den Stockzähnen lachen zu sehen – «die Prozedur dennoch in Erfahrung bringen können!»

Noch über viel anderes weiß Fischer von seinem Aufenthalt bei Watt zu erzählen. Daneben ist er nicht blind für landschaftliche Eindrücke und versteht, sie bildhaft wiederzugeben. So wenn er von den Höhen des Dudley-Castle die Strahlen der sinkenden Sonne schaut, die nach seinen Worten «mit den mehrere Stunden im Durchmesser haltenden



*Der Kessel im Mühlthal im Kantons Schaffh.*

Abb. 3. Die erste Stromquelle des Fischerschen Werkes.

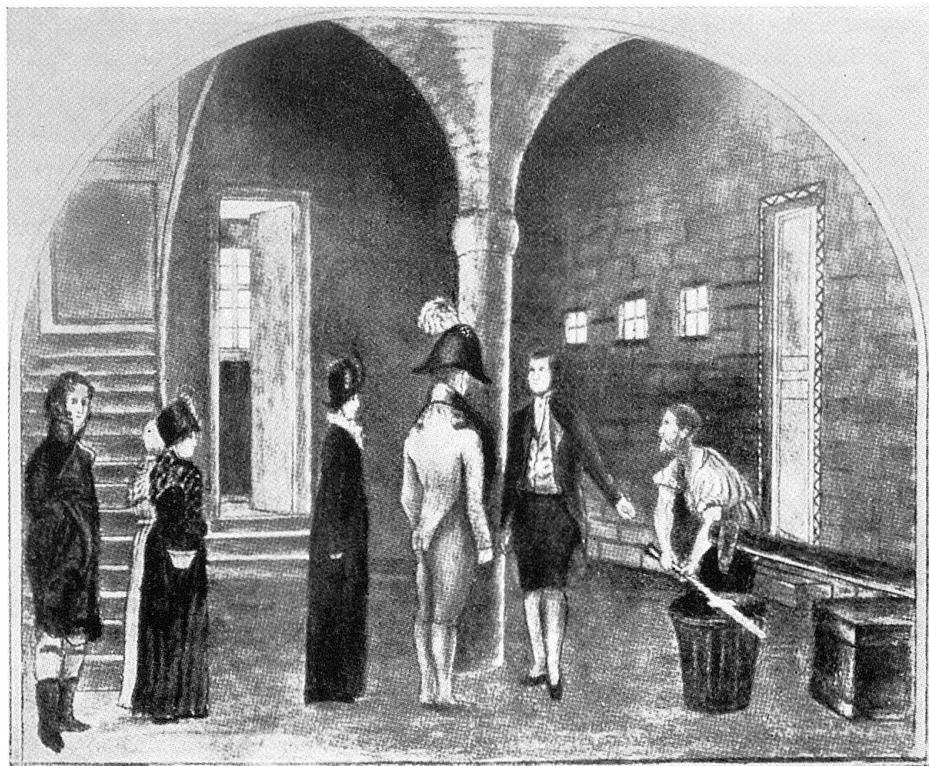


Abb. 4. Zar Alexander I. besucht am 9. und 10. Januar 1814 das Fischersche Werk im Mühlital.

Rauchwolken der Öfen einen eigenen Kontrast bilden». Oder wenn er von einer Stätte, wo von altersher «Millionen selbstentzündeter Kohlen in Brand sind», meint, diese täten nachts ihr Dasein «in blauen Flammen kund, wie abgeschiedene Geister durch die Spalten ihrer Gruft».

Watt, der ihn ins Herz geschlossen zu haben scheint, gibt dem schweizerischen Gast warme Empfehlungen an Unternehmer, auch an solche anderer Geschäftszweige, mit. *Wedgwood*, der Hersteller berühmter Tonwaren, gestattet ihm, sobald er Einsicht in den gewichtigen Brief genommen hat, ohne weiteres die Besichtigung der gesamten Anlage «von dem primum mobile der Dampfmaschine an bis zur Aufbewahrung und Verpackung des fertigen Geschirrs». Überrascht mustert er die «eisernen Straßen» – so sagt er noch für Schienen – die durch die ganze Fabrik laufen, um in kleinen Metallwagen Rohstoffe und Waren leicht zu befördern. Anderthalb Dutzend Seiten widmet er dem Aufenthalt bei *Wedgwood*, und man staunt über die Beobachtungskraft des Eisenfachmanns, der im Augenblick über jede Einzelheit in der Töpferei, in den Trockenstuben, in der Malerwerkstatt, bei

der Beschmelzung im Bilde ist. An den Töpferscheiben bewundert er, daß ihre Geschwindigkeit durch das Verstellen einer Riemengabel im Antrieb beliebig geändert werden kann, der Ton wird in sinnreichen Maschinen bearbeitet: nichts entgeht ihm. *Wedgwoods* Vater, einst ein bescheidener Töpfermeister, bei seinem Tode der berühmteste Keramiker des Jahrhunderts, gründete die Erdgeschirrfabrik samt der Siedlung Etruria. Der Sohn besitzt nunmehr ein Gewerk, dessen Erzeugnisse in allen Erdteilen begehrte sind. Auch bei ihm wird Fischer zum Mahle geladen, das sich, wie stets wenn er dabei ist, für alle Teilnehmer anregend gestaltet.

Von Betrieb zu Betrieb leiten ihn die Einführungsschreiben. In Manchester besucht er die Spinnerei *Lee*, die, so erklärt er, «an Ausdehnung wenig ihresgleichen hat»; er lernt dort die Schnellbleiche mit Salzsäure kennen. *Lee* empfiehlt ihn an den bedeutendsten englischen Tuchfabrikanten, *Gott* in Leeds. *Gott* große Weberei wird mit Dampf geheizt, und in jedem Arbeitssaal befindet sich eine Druckleitung, um im Brandfalle flugs Wasser zur Hand zu haben.

In der Nähe von Leeds wird der Eindruck, den ihm die Schienenanlage in Etruria gemacht hatte, noch übertroffen. Hier erblickt er «durch Dampfmaschinen gezogene Wagen für Kohlenbeförderung, die auf einem eisernen Railweg gehen»; fünf Druckseiten nimmt die anschauliche Schilderung dieser aufsehenerregenden Sache in dem Tagebuch ein.

Unweit Sheffield gelangt er in Werke, die sonst kaum ein Außenstehender betritt: er erhält Einblick in die Zementstahl- und Gußstahlgewinnung, es werden ihm mit Zylindergebläse versenkte Hochöfen und merkwürdige Flammöfen gezeigt. Selbst dem Gießen von Kanonen darf der Ausländer beiwohnen: es sind zwei Vierundzwanzigpfunder. Man weist ihm vor, was sein Herz zu sehen begehrte. Er merkt sich Dinge, die ihm nachmals zustatten kommen werden, es wird ihm sogar erlaubt, Bohrspäne einzustecken.

Wie sorgfältig er auf alles Neue achtet, ersieht man aus der Mitteilung, in einem Gasthaus habe er eine kleine Pumpe skizziert, die durch einen einzigen Druck Getränke aus dem Keller in den Schankraum fördere.

Auf dieser ersten Reise im Jahre 1814 brachte den Englandfahrer noch ein Segler in zwölf Stunden über den Kanal; elf Jahre später, 1825, besteigt er in Calais schon ein Dampfboot mit zwei Dampfmaschinen zu je 80 Pferdestärken. Neben dem Bugsriet führt es noch zwei Masten. Zwischenhinein eine Probe dafür, daß Anekdotisches nie zu kurz kommt: Ein Pfarrer unter den Fahrgästen will auf Strickleitern den Mastkorb erklimmen und wird von den Matrosen handgreiflich davon abgehalten; dem nämlichen unternehmungslustigen Reverend wird später im Zollhause beim Tower ein schönes blauseidenes Halstuch beschlagnahmt, das er seiner Schwester aus Paris mitbringen wollte.

In der Themsemündung fällt unserm Eisenegießer die Stelle aus Schillers unlängst erschienem Gedicht «An die Freunde» ein, die mit den Worten beginnt:

«Tausend Schiffe landen an, und gehen...».

Daß er sie aus dem Gedächtnis anführt, beweist ein Versehen im Zitat und eine falsche Zeilenstellung.

Auch dies zweite Tagebuch ist mit Einzelheiten gefüllt, die für die Geschichte der Technik von Bedeutung und für deren Liebhaber ungemein reizvoll sind. Der Raum erlaubt nicht, darauf auch nur in der gedrängten Ausführlichkeit mei-



Abb. 5. Job. Conrad Fischer, 1818. Wachsbossierung, vermutlich von einem Mitglied der Künstlerfamilie Curiger aus Einsiedeln.

nes ersten Beispiels einzugehen, dem Besuche bei Watt. Stichwortartig sei, um den Reichtum dieser Aufzeichnungen anzudeuten, eine Blütenlese der Fälle geboten, die den eifrigen Beobachter fesselten.

Er sucht die Männer auf, die er zu Freunden gewann, er knüpft neue Verbindungen an.

Einer seiner ersten Gänge gilt Joseph Egg in London, dem Erfinder der Zündhütchen, bei dem sein ältester Sohn Konrad beschäftigt gewesen war und – nach Georg Pfister – ein neues Revolversystem erfunden hatte.

Bei Sharp, Hill & Comp. in Manchester werden ihm Mammutdrehbänke mit auswechselbarem Räderwerk zur Bearbeitung von Stücken bis zu 60 Zentner Gewicht vorgewiesen. Er trifft hier den Zürcher Hans Georg Bodmer, der nachmals durch seine Werkzeugmaschinen berühmt wird. Anderorts entdeckt er Walzwerke mit Gußstahlwalzen zur Herstellung von Münzen. Bei Adcock in Birmingham lernt er, von geschnittenen Stahlstempeln scharfe Abdrücke zu machen und sie wieder in Stahl zu übertragen. Auch in der Londoner Münze darf er sich umtun und ermittelt für ihn Unbekanntes. Er merkt sich, wie in englischen Fabriken Bleirohre kalt gezogen werden. In bunter Reihenfolge kehrt er bei Mühlenbauern, in Sägewerken, Kreissägen an – hier bewundert er den Antrieb mit Riemen-

scheiben und Riemen –, besucht eine Faßfabrik, in der Glas- und Schmirgelpapier verwendet wird, während man in der Schweiz das Holz noch auf Drehbänken mit Schachtelhalm schleift. In Manchester stößt er auf das erste Schraubenbebläse (Feldhaus gibt in seinem Werke «Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker»<sup>3</sup> nach der Grande Encyclopédie für die erste Ausführung bei Koechlin & Co. in Mülhausen das Jahr 1827 an, das wäre zwei Jahre später). In einem durch Dampf erheizten Garnmagazin gelangt er nicht etwa auf einer Treppe ins obere Stockwerk. Nein, plötzlich, berichtet er, «hebt sich der Boden auf, denn wir standen zwischen vier Pfosten, die mit uns in die Höhe gingen, und in der Ebene des obern Bodens, in dessen vorher gewesene Öffnung dieses Stück gerade einpaßte, hielt derselbe still». Also ein regelrechter Aufzug! In einer Flachsspinnerei bei Leeds ist er von einer neuen, mit kreisenden Messernarbeitenden Tuchschermaschine überwältigt, in der das Tuch jede Minute um zwölf Ellen fortgleitet.

Überall stößt er auch auf geringfügigere Einrichtungen, die ihm unbekannt sind. So die Firmenschilder. «Außen an den Fabriken und Häusern», erklärt er, «steht immer mit großen Buchstaben geschrieben, was man darin treibt und macht.» Er nimmt anscheinend gläubig hin, Ingwerbier sei gut für den Magen und Bärenschmalz für den Haarwuchs. In Salford findet er in einer Spinnerei eine Sprechrohranlage. Der Inhaber, Herr Philipps, wird uns berichtet, «kam selbst auf das Comptoir, nachdem ihm durch das Ohr des Dionysius in ein anderes ziemlich entferntes Gebäude gemeldet worden war, wer dasei». Ein Tischwagen mit zwei Bottle stands, Flaschenständern, scheint ihm bei Einladungen in die Augen gestochen zu haben. Er meint dazu: «Bekanntlich, wenn das Tischtuch weggenommen ist und die Damen sich entfernt haben, bleiben die Herren erst noch zum Trinken sitzen und man schiebt sich die Bouteillen der Reihe nach zu. Eine ungeschickte Hand oder doppelt sehende Augen veranlassen zuweilen ein Unglück. Jetzt braucht man aber diese gefährlichen Dinge nicht mehr anzurühren, man leitet sie sachte an der Deichsel fort und freut sich der großen Verbesserung.»

Wir sahen bereits an einer Tagebuchstelle, wo vom Eindruck des Sonnenunterganges hinter rauchenden Öfen die Rede war, daß der Verfasser

<sup>3</sup> Berlin, 1914.

auch für andere als technische Dinge Auge und Sinn besaß. Da und dort finden wir zwischen den Beschreibungen von Fabrikanlagen und Werkzeugen Beiläufigkeiten, die menschlich, manchmal vergnüglich, oft auch kulturgeschichtlich bemerkenswert sind. Nur zwei Beispiele. 1815 findet er beim Lesen der Ortszeitung in einem Gasthause unter der Überschrift «Schaffhausen in der Schweiz» die Nachricht, Bonaparte habe die Insel Elba verlassen und sei in Livorno gelandet. Weniger das geschichtliche Ereignis an sich, als daß es ausgerechnet aus der Vaterstadt nach Albion gemeldet worden war, macht ihm Eindruck. Oder ein kleines Reiseerlebnis. In der Postkutsche fährt er mit einem alten Quäker und dessen Enkel sowie einem Weltkind aus Congleton. Der Quäker holt ihn über die kirchlichen Verhältnisse in Schaffhausen aus und ist über das Vernommene oder die Art, in der es vorgebracht wird, so erbaut, daß er den neuen Bekannten zum Mitglied seiner Bruderschaft gewinnen möchte. Mit Mühe kann sich dieser der dringenden Einladung entziehen, etliche Wochen auf seinem Landgute zu verbringen. Im Verlaufe des Gesprächs ereifert sich der Alte über das unmäßige Trinken seiner Landsleute. Jetzt spitzt das Weltkind aus Congleton die Ohren, der Mann hört eine Weile stirnrunzelnd zu. Plötzlich fährt er dem Enthaltskheitsapostel mit einem Fluch in die Parade: kein wahrer Engländer trage Bedenken, sich zu betrinken, als solche, die kein gutes Gewissen hätten und besser sein wollten als andere. Seine rote Säufernase habe übrigens bewiesen, wie ernst gemeint seine Worte gewesen seien, erklärt Fischer. «Der Enkel», fährt er wörtlich fort, «möchte indessen seines... schlichten braunen Quäkerrockes ungeachtet doch nicht frei von den Gebrechen der Weltkinder sein, indem ein wirklich sehr schönes junges Frauenzimmer, das sich, als wir... die Pferde wechselten, an einem Fenster dem Kutschenschlag gerade gegenüber befand, seine Aufmerksamkeit derart fesselte, daß die Augäpfel, als hätte er durch zwei Röhren schauen müssen, ganz unbeweglich blieben. Der Alte bemerkte es und forderte ihn gutmütig auf, die Reisemütze aufzusetzen und, solange die Kutsche stille halte, einstweilen in dem Winkel derselben ein wenig zu schlafen. Doch blieb die Ermahnung fruchtlos.»

Des Verfassers Belesenheit schimmert in den Tagebuchblättern da und dort durch. Als er

1845 – das steht in einem späteren Tagebuch<sup>4</sup> – mit dem «Dampfwagen» nach Dover fährt, «wovon», um seinen Ausdruck zu brauchen, «der Eintritt in einen Tunnel jedesmal durch den lauten Schrei der Dampfmaschine bezeichnet wird», fällt ihm die Stelle über das Urserenloch in Schillers Berglied ein:

Es öffnet sich schwarz  
ein schauriges Tor,  
Du glaubst dich im Reiche  
der Schatten.

Als ihm in London die Nachbildung eines ägyptischen Grabs zu Gesicht kommt, sinnt der Beschauer: «In der Physik sind wir fortgeschritten, aber in der Metaphysik nicht.» Diese Stelle hebt Professor Schib in seiner Einleitung heraus und fügt bei: «Fischer gehört zu den glücklichen Menschen des anbrechenden Industriealters, die trotz aller Begeisterung für die Fortschritte der Technik den Sinn für das Geistige nie einbüßten.»

Der ungewöhnliche Mann hat sich übrigens, was am Rande doch vermerkt sein soll, auch in gebundener Form versucht.

«Am liebsten», sagt er zu seinen 1848 bei Ziegler in Schaffhausen herausgegebenen Gedichten, «nahm ich diese Versuche vor, wenn ich von dem Gepolter der Kupferschmiedewerkstätte oder dem Rauch des Gießhauses mich befreit sah.»

Der erheblichere Teil des Bändchens umfaßt Verdeutschungen aus dem Englischen, wobei der unbekümmerte Nachgestalter es nicht für nötig

<sup>4</sup> Erschienen 1846 bei J. J. Ziegler in Schaffhausen.

TAGEBUCH  
EINER  
ZWEITEN REISE  
ÜBER  
PARIS NACH LONDON  
UND EINIGEN  
FABRIKSTÄDTEN ENGLANDS  
VORZÜGLICH  
IN TECHNOLOGISCHER HINSICHT.  
—  
VON  
JOHANN CONRAD FISCHER,  
Oberstleutnant der Artillerie.  
*Im Eigentum der Bibliothek des Prof. Dr. Heinrich Remigius Sauerländer.*  
AAARAU, 1826.  
HEINRICH REMIGIUS SAUERLÄNDER.

Abb. 6. Titelblatt zu J. C. Fischers Tagebuch 1826.

hielt, die Namen der übersetzten Dichter mitzuteilen. Unter den eigenen Leistungen sei als Probe die letzte der drei Strophen eines Gedichtes «Rückerinnerung» geboten:

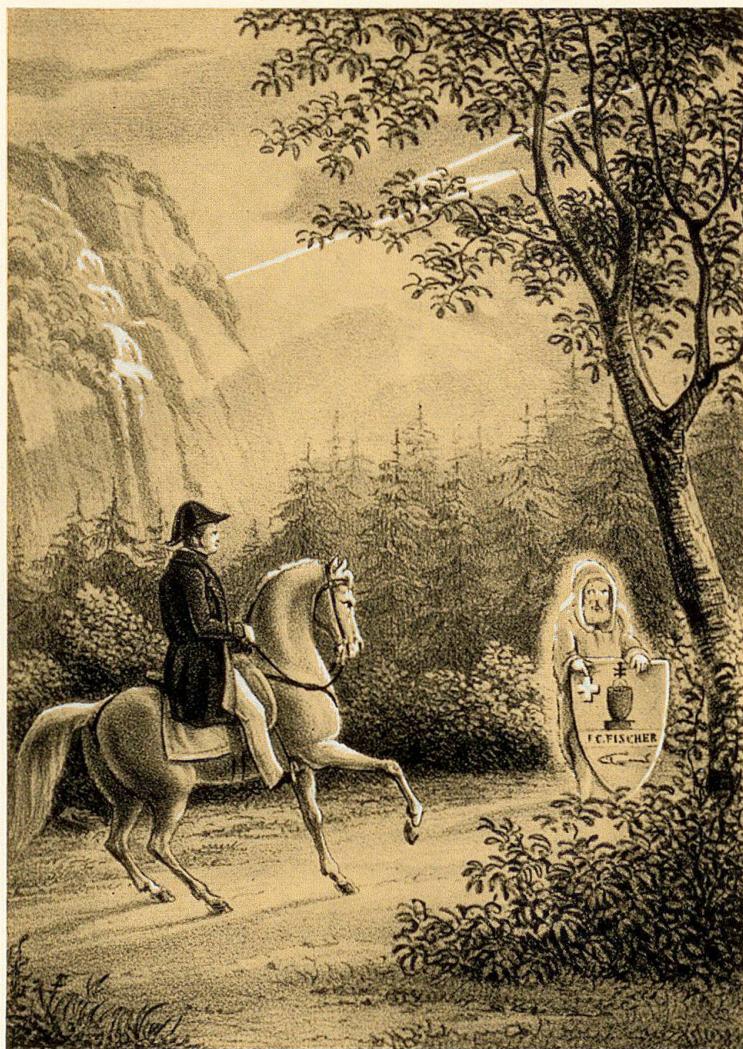


Abb. 7. Reiterbildnis J. C. Fischers zu seinem Gedicht: *Mein Wappen. Wahrheit, Traum und Dichtung, oder Gesicht am 28. August 1806 auf dem Gebirgsrücken vom Hauenstein.*» Aus den «Gedichten». J. J. Ziegler, Schaffhausen, 1848.

Drum so will ich nicht bedauern  
Meine goldne Jugendzeit;  
Ihre Eile nicht betrauern,  
Weil auch Zukunft Rosen streut;  
Der Vergangenheit mich freuen,  
Durch Erinnrung sie erneuen.

Ein paar knappe Verse aus dem Jahre 1836  
preisen, ganz im Geiste der Zeit, als den Hort

der Freiheit die Freiheit der  
Presse.

Am besten gelingen ihm Gele-  
genheitsdichtungen.

Mit diesem Wunsche schließ  
ich jetzo die Postill,  
In Hoffnung, Sie bald selbst  
zu sehen, so Gott will.

endigt eine an einen Freund in  
Stein am Rhein gerichtete Dank-  
sagung.

Einer gutgemeinten Art Ballade  
«Mein Wappen. Wahrheit, Traum,  
Dichtung» – sie schildert ein Ge-  
sicht auf einem Ritt über den Hau-  
enstein – gab er sein Bildnis bei,  
hoch zu Roß mit dem Dreispitz,  
in gewittriger Landschaft, mit-  
samt dem kleinen Berggeist, der  
ihm den Gefallen tat, hier zu spu-  
ken<sup>5</sup>.

In der Gedichtsammlung, wie  
auch in den gedruckten Tagebü-  
chern, nennt Johann Conrad Fi-  
scher sich mit Stolz «Artillerie-  
Oberstlieutenant». Demnach leg-  
te er auf seinen Wehrmannsrang  
größeres Gewicht als auf den Vor-  
sitz des Stadtrates, die Stellung  
eines Gesandten an die Tagsatzung  
und andere bürgerliche Ehrenäm-  
ter, die er bekleidet hat.

«Fahre nun wohl, du Sammlung  
meiner Gedichte, du ... Zeugin  
meines unruhigen Lebens und Gei-  
stes!» so beschließt der Fünfund-  
siebzigjährige sein Vorwort.

Unruhig, ja. Aber im guten Sin-  
ne des Wortes. In der Bedeutung  
von lebhaft, bewegsam; mit einer beglückenden  
Beigabe von Gefühlsreichtum.

<sup>5</sup> Der Drucker unserer «Navis stultifera» hat das romantische Vers-  
gebilde wieder vorgelegt und es den Teilnehmern an der diesjährigen  
Jahresversammlung in Schaffhausen gestiftet.